

Das Buch

Der Erfolgsautor Robert A. Monroe stellt in diesem Buch sein revolutionäres System zur Synchronisation der beiden Gehirnhälften vor. Dabei konnten Testpersonen mittels bestimmter Tonfrequenzen in transpersonale Bewußtseinsräume vordringen und einzigartige Erfahrungen mit heilenden Lichtwesen erleben. Monroes eigene Erfahrungsberichte bilden den Hauptteil des Buches: Auf seinen bewußt gesteuerten Reisen außerhalb des Körpers erforscht und beweist er die Existenz von anderen Universen jenseits der Materie und läßt uns an der beglückenden Gegenwart von hohen geistigen Wesen und an deren Wissen über unergründliche Schöpfungsgeheimnisse teilhaben. So erfährt der Leser ungeahnte und wertvolle Einzelheiten über den Zyklus der menschlichen Existenz.

Der Autor

Robert Allan Monroe studierte Maschinenbau und Zeitungswissenschaft an der Ohio State University. Er arbeitete beim Rundfunk als Autor und Programmleiter. Ebenso beschäftigte er sich mit der Erforschung praktischer Methoden des beschleunigten Lernens in einem Zustand erweiterten Bewußtseins. Zur Förderung dieser Arbeit gründete er 1973 das weltberühmte *Monroe Institute of Applied Sciences* in Virginia, das er bis zu seinem Tod 1995 leitete. Auch seine anderen Bücher, *Der Mann mit den zwei Leben* und *Über die Schwelle des Irdischen hinaus* (Heyne Verlag), gelten als Klassiker zum Thema Astral- und Seelenreisen.

ROBERT A. MONROE

Der zweite Körper

Astral- und Seelenreisen in ferne
Sphären der geistigen Welt

Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Rhiel

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Das vorliegende Buch ist sorgfältig recherchiert worden.
Dennoch erfolgen alle Angaben ohne Gewähr.
Weder Autor noch Verlag können für eventuelle Nachteile
oder Schäden, die aus den im Buch gemachten praktischen
Hinweisen resultieren, eine Haftung übernehmen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC®N001967

6. Auflage
Taschenbuchausgabe 03/2007

Copyright © 1985 by Laurie Monroe Chasick, Monroe Family Trust
Copyright © 1997 für die deutsche Ausgabe by Ansata Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Titel der amerikanischen Originalausgabe: Far Journeys
Published by arrangement with Lennart SaneAgency AB

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Umschlagmotiv: © Maximilian Meinzold, München

Herstellung: Helga Schörnig

Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-70061-1

www.heyne.de

Inhalt

Prolog 7

Erster Teil: Nahbereiche

1. Eingefahrene Wege 12
2. Die Hemisphärensynchronisation 26
3. Das Gateway-Programm 38
4. Erkundungsteam I 50
5. Neue Verbindungen 64
6. Überblendung 77

Zweiter Teil: Fernbereiche

1. Die Vorbereitung 90
 2. Kontaktpunkt am Rande der Nicht-Raum-Zeit 105
 3. Der Weg über den Regenbogen 123
 4. Ein neugewonnener Freund 142
 5. Auf Rettungsaktion 162
 6. Ein Beweis vom Hörensagen 176
 7. Schockbehandlung 193
 8. Nur eine einfache Lektion 203
 9. Ein versprochenes Vorhaben 228
 10. Die Versammlung 253
- Epilog: Endspiel 263

Anhang

- I. Die außerkörperliche Erfahrung:
Die häufigsten Fragen und ihre Antworten 294
- II. Robert A. Monroes Psychophysiologie der
außerkörperlichen Erfahrung 302
- III. Phänomenologie der außerkörperlichen
Erfahrung 306

Über den Autor 327

Gewidmet

Nancy Penn Monroe – mehr als «nur» eine Ehefrau –, deren verständige, nie schwankende Liebe, Unterstützung, Anteilnahme und Verständnis die unabdingbaren Elemente für das Schreiben und Fertigstellen dieses Berichts waren.

Den buchstäblich Hunderten anderen, die während der vergangenen fünfzehn Jahre ihre Zeit, ihre Energie und ihr Interesse auf die verschiedenste Art freigebig zur Verfügung gestellt haben und ohne die nur sehr wenig erreicht worden wäre.

Prolog

Es gibt offenbar leichte Wege – und beschwerliche. Hat er die Wahl, entscheidet sich jedermann für den leichten Weg, weil er mehr Erfolg bringt, Zeit und Kraft spart. Ist der Weg zu einfach, fühlt sich mancher schuldig. Er hat das unangenehme Gefühl, etwas zu versäumen, wenn er nicht den altgewohnten mühsamen Weg geht. Wenn der Weg so leicht ist, ist er sicher nicht gut, vielleicht sogar verwerflich.

Aber nach einiger Zeit wird der leichte zum normalen Weg, und man vergißt den alten. Erinnern Sie sich noch an die Zeit, bevor in Ihrer Gegend eine Schnell- oder Umgehungsstraße gebaut wurde? Fahren Sie doch heute noch einmal den vertrauten Weg auf der alten Straße. Sie werden nach einem Mal genug haben. Das zehnmeterweise Vorwärtskommen, das völlige Durcheinander und der wachsende Unmut lassen alle nostalgischen Empfindungen verblassen, die bei Ihnen vielleicht noch lebendig waren. Sie haben die Nase voll vom Ortsverkehr und der täglichen Rush-hour. Und jetzt das Problem. Nehmen wir an, Sie lernen jemanden kennen, der noch nie eine Schnellstraße benutzt hat. Sein ganzes Leben ist er nur über Landstraßen und durch die Orte gefahren. Er hat von solchen Schnellstraßen gehört. Vielleicht hat er sie auch schon einmal von weitem gesehen oder wenigstens den Lärm der Autos und ihren Gestank bemerkt. Er kann viele gute Gründe anführen, warum er noch nie eine Schnellstraße benutzt hat und es auch nicht tun will: er braucht es nicht, er ist mit der alten Verbindung zufrieden; dort wird zu schnell gefahren, es ist also gefährlich; man muß erst ein Stück fahren, bis man dort ist; dort wimmelt es von Fremden von überallher, wer weiß, mit wem man dort zusammentrifft, man kann niemandem trauen; der Wagen ist in keinem sonderlich guten Zustand und könnte liegenbleiben, und dann steht er da und niemand hilft, und das in irgendeiner verlassenen Gegend, von der noch nie jemand etwas gehört hat. Vielleicht wird er es irgendwann einmal versuchen, aber nicht jetzt.

Nehmen wir an, Sie bekommen zufällig einen Plan des Tiefbauamts zu Gesicht, demzufolge die alte Straße stillgelegt werden soll, so daß jeder die Schnellstraße wird benutzen müssen, ob ihm das gefällt oder nicht. Was machen Sie? Was *würden* Sie machen? Überhaupt nichts? Unterstellen wir, der widerspenstige Zeitgenosse von vorhin sei ein alter Freund von Ihnen. Was nun? Ihr Freund weiß von den Plänen, weigert sich aber, es zu glauben. Er sieht die Bautrupps, die mit der Arbeit beginnen, nimmt sie aber nicht zur Kenntnis. Sie sehen also den schweren Schock voraus, den er erleiden wird, wenn die alte Straße demnächst gesperrt wird und er zeternd auf die Schnellstraße ausweichen muß.

Sie beschließen, etwas zu unternehmen, irgend etwas. Doch dann vergehen Wochen, Monate, Jahre, weil Sie zu bequem sind. Sie haben Ihre Entschuldigungen. Sie wissen nicht, wie Sie vorgehen sollen. Sie wissen nicht, wie Sie Ihrem Freund das Fahren auf der Schnellstraße in Begriffen des Stadtverkehrs erklären sollen, den er nur kennt. Irgend jemand wird sich schon finden und die Arbeit für Sie übernehmen.

Endlich, nach langer Zeit, dämmert es Ihnen. Es ist lächerlich einfach. Sie und Ihr Freund leiden unter demselben Übel, aber aus unterschiedlichen Gründen. Es heißt Trägheit. In den Anfängen der Eisenbahn konnte eine Lokomotive nur vier oder fünf Wagen ziehen, weil sonst beim Anfahren die Antriebsräder durchdrehten. Trägheit. Dann kam eines Tages ein gescheiter junger Mann daher und erfand die Gleitkupplung. Nun konnte die Lokomotive einen Wagen nach dem anderen mit Verzögerung anziehen und damit die Trägheit überwinden. Man frage einmal einen Güterzugbegleiter, wie es im Bremswagen am Ende eines Zuges mit einhundert Waggons war, wenn der Zug mit voller Kraft losfuhr. Im Nu von Null auf Fünfzig. Beim Auto ist es das gleiche. Die Übertragung dient dazu, ein hohes Drehmoment bei kleiner Übersetzung zu ermöglichen, um das Trägheitsmoment zu überwinden. Ist die Reisegeschwindigkeit einmal erreicht, braucht man nur noch den Windwiderstand und die Straßenreibung zu überwinden – und dazu bedarf es lediglich einer relativ geringen Kraft. Richtig zur Sache kommt man umgekehrt beim Schleuderstart auf einem Flugzeugträger, wo es sehr schnell und nicht sehr sanft zugeht. Ein Gewehr ist ein die Trägheit überwindendes Gerät für Geschosse.

Ich fürchte, es würde zu verwirrend, wenn wir uns noch mit Schleuder- oder Explosionstechniken befassen wollten, auch wenn es in Begriffen des Stadtverkehrs geschähe. Nehmen Sie lieber folgendes zur Verdeutlichung:

(KLICK!)

...Ich krieg' das verdammte Zeug nicht unter den Nullpunkt; es müßte einen besseren Weg geben, das zu machen!

(Ihr unkontrollierter Zornesausbruch verbraucht sehr viel von Ihrer Kraft. Eine sehr menschliche Reaktion.)

Ein besserer Weg, es zu machen... die Materie ist nun einmal so, wie sie ist. Man stößt mit dem Fuß gegen einen Stein auf dem Weg und tut sich den Zeh weh; warum auf den Stein schimpfen? Man kann nicht böse auf ihn sein, weil er auf dem Weg liegt oder härter als ein Zeh ist... ja, nun wollen wir sehen, ob es funktioniert.

(Es ist die Konzentration von Aufmerksamkeit, von Bewußtsein, ohne Zerstreung oder Ablenkung. Keine andere Energie, die Ihnen als Mensch zur Verfügung steht, ist so wirkungsvoll. Wie eine Linse Energie bündelt, die man Licht nennt, so können Sie Ihr Bewußtsein gebrauchen.)

Jedesmal, wenn ich so etwas höre, wird mir klar, wie weit ich zu gehen habe.

(Sie machen sich sehr gut, Mister Monroe. Ihre eigene Erkenntnis einer solchen Wahrnehmung ist ein Anzeichen.)

Oh, ich hab' verstanden! Es ist unter der Grundlinie... ah, bis auf diesen einen Sägezahn; kann ihn offenbar nicht festhalten; und auf dem Sägezahn ist eine kleinere Wellenlinie; die kriege ich nicht weg.

(Es ist eine Routine in anderer Form. Nehmen Sie sie, wenn Sie möchten. Vielleicht ist sie von Interesse für Sie.)

O ja, warum nicht?

(KLICK!)

Wenn man von einer Landstraße auf eine Schnellstraße einbiegt, braucht man eine Beschleunigungsspur, damit man sich in den fließenden Verkehr einfädeln kann. Wenn man es schafft, die Hilfsmittel, die uns der Ortsverkehr und die Landstraßen liefern, vom Entwurf und der Bauart her einer Rampe anzupassen, um so besser. Denken muß man insbesondere an den Trägheitsfaktor – jeweils immer nur einen beladenen Waggon verzögert anziehen; in einem niedrigen Gang anfahren, damit der Motor nicht abgewürgt wird, dann langsam höher schalten; eine automatische Übersetzung weiß nicht, wann Sie selbst höher schalten müssen. Wenn der Plan stimmt, fährt Ihr Freund auf der Schnellstraße, lange bevor die Ortsstraßen gesperrt sind.

Man tut sein Bestes.

Robert A. Monroe
Faber, Virginia, 1985.

ERSTER TEIL

Nahbereiche

I.

Eingefahrene Wege

Falls vorab etwas Offenkundiges festgestellt werden muß, so kann ich berichten, daß ich körperlich noch immer existiere, auch wenn ich mich schon fünfundzwanzig Jahre mit außerkörperlichen Erfahrungen beschäftige. Der Zahn der Zeit hat etwas an mir genagt, aber ansonsten bin ich noch mehr oder weniger einsatzfähig.

Es gab Augenblicke, in denen ich da nicht so sicher war. Einige der größten medizinischen Kapazitäten haben mir jedoch versichert, daß die körperlichen Schwierigkeiten, mit denen ich zu kämpfen hatte, ganz einfach eine Folge dessen waren, daß ich im Amerika des zwanzigsten Jahrhunderts lebe. Ein paar vertreten einen anderen Standpunkt. Daß ich noch lebe, *sei das Ergebnis* dieser außerkörperlichen Erfahrungen. Suchen Sie sich aus, was Ihnen gefällt.

Allem Anschein nach kann man also regelmäßig «seinen Körper verlassen» und dennoch weiterleben. Nachdem ich wiederholt von Fachleuten untersucht worden bin, kann ich außerdem feststellen, daß ich geistig im großen ganzen gesund bin in einer im großen ganzen nicht ganz so gesunden Welt. Es gibt viele Menschen, die eigenartige Dinge tun und damit durchkommen. Vor einem Jahrhundert hätte dazu vielleicht gehört, sich in einem Faß den Niagarafall hinunterzustürzen.

Was ist eine außerkörperliche Erfahrung? Für diejenigen, denen dieses Phänomen noch nicht begegnet ist: eine außerkörperliche Erfahrung ist ein Zustand, in dem man sich außerhalb des eigenen Körpers befindet, bei vollem Bewußtsein ist und wahrnehmen und handeln kann, als sei man tatsächlich körperlich aktiv; einige Ausnahmen bestehen allerdings. Man kann sich langsam oder anscheinend schneller als das Licht durch Raum (und Zeit?) bewegen. Man kann beobachten, an Ereignissen teilhaben und bewußte Entscheidungen aufgrund dessen treffen, was man wahrnimmt und tut. Man kann mühelos und ohne Beeinträchtigung durch Materie jeder Art dringen,

durch Wände, Stahlplatten, Beton, Erde, Meer, Luft, sogar durch Atomstrahlung.

Man kann in ein Zimmer nebenan gehen, ohne die Tür öffnen zu müssen. Man kann einen Freund besuchen, der fünftausend Kilometer entfernt ist. Man kann den Mond, das Sonnensystem und die Galaxis erkunden, falls man daran Interesse hat. Oder man kann Systeme mit einer anderen Wirklichkeit betreten, die von unserem Zeit-Raum-Bewußtsein kaum wahrgenommen und theoretisch für nicht möglich gehalten werden.

Diese Erscheinung ist nicht neu. Jüngste Umfragen belegen, daß ungefähr fünfundzwanzig Prozent unserer Bevölkerung sich daran erinnern, mindestens schon einmal eine solche Erfahrung gemacht zu haben. Die Geschichte des Menschen ist voll von Berichten über derartige Vorkommnisse. In der älteren Literatur sprach man im allgemeinen von «Astralprojektion». Ich habe mit der Zeit eine Abneigung gegen diesen Begriff entwickelt, da er einen okkulten Beigeschmack hat und nach unseren Maßstäben zweifellos unwissenschaftlich ist. Charles Tart, ein Freund und Psychologe, machte den Begriff «außerkörperliche Erfahrung» (out-of-body experience) populär, als wir in den 60er Jahren zusammenarbeiteten. In den letzten zwanzig Jahren ist er im Westen zum anerkannten Gattungsbegriff dieses speziellen Seinszustandes geworden.

Ohne erkennbaren Grund «ging» ich im Herbst 1958 erstmals aus meinem Körper heraus. Im Lichte späterer Ereignisse ist es wichtig festzuhalten, daß weder Drogen noch Alkohol im Spiel waren. Drogen habe ich nie genommen, Alkohol nur selten getrunken.

Es ist schon einige Jahre her, da nahm ich an einer Konferenz nicht sehr weit von unserem früheren Haus in Westchester County im Bundesstaat New York teil, der Stätte meiner ersten außerkörperlichen Erfahrungen. Als wir an dem Haus vorüberfuhren, meinte ich, daß ich immer noch nicht wüßte, *warum* meine außerkörperlichen Erfahrungen aufgetreten seien.

Ein befreundeter Psychologe, der mit mir fuhr, warf nur einen Blick auf das Haus, drehte sich zu mir und lächelte. «Die Antwort ist ganz einfach. Es ist das Haus. Sehen Sie es sich genau an.»

Ich hielt an. Das Haus sah unverändert aus. Ein grünes Dach und Steine. Der neue Besitzer hatte es sehr gut instandgehalten. Ich wandte mich meinem Freund zu. «Ich sehe keinen Unterschied.»

«Das Dach.» Er deutete hinauf. «Exakt eine Pyramide. Außerdem ist es mit Kupfer gedeckt, wie die großen Pyramiden in Ägypten, bevor die Plünderer kamen.»

Ich sah ihn sprachlos an.

«Pyramidenkräfte, Robert», erklärte er. «Sie haben schon darüber gelesen. Sie haben in einer Pyramide gewohnt. Sie war die Ursache.»

Pyramidenkräfte? Nun ja, vielleicht. Es gibt Berichte und Bücher, die von eigenartigen Energien im Innern von Pyramiden sprechen.

Daß die außerkörperliche Erfahrung mich damals mit Angst erfüllte, ist eine gelinde Untertreibung. Als sie sich erneut einstellte, bemächtigten sich meiner panikartige Visionen von Gehirntumoren und drohender geistiger Umnachtung. Das alles führte zu eingehenden körperlichen Untersuchungen, die durchweg ohne Befund blieben. Daraufhin empfahl man mir, mich wegen «leichterer halluzinatorischer Funktionsstörungen» psychotherapeutisch behandeln zu lassen. Ich warf die Diagnose natürlich in den Papierkorb. Zwar waren damals einige meiner besten Freunde Psychiater und Psychologen, aber die hatten ihre eigenen Probleme, auch wenn diese sicher herkömmlicherer Art waren.

Statt dessen beschäftigte ich mich aus purem Selbsterhaltungstrieb und, sobald Angst und Panik etwas nachließen, auch aus wachsender Neugier intensiv mit diesem Phänomen. Und das führte mich dann weit über die herkömmlichen Wissenschaften (völlige Ablehnung), die Religion («Das ist das Werk des Teufels»), die Parapsychologie («Interessant, aber leider sind keine Daten verfügbar») und die östlichen Lehren («Kommen Sie in unseren Ashram in Nordindien und lernen Sie dort zehn Jahre») hinaus. In meinem Buch *Der Mann mit den zwei Leben* habe ich das alles aufgezeichnet.

Eines ist sicher. Der Zweck des oben erwähnten Buches wurde viele Male erreicht. Auf das Buch hin erreichten mich Tausende von Briefen aus allen Teilen der Welt; viele hundert Menschen bedankten sich dafür, daß ich ihnen die Gewißheit gegeben hatte, geistig nicht verwirrt und außerdem gar nicht so allein zu sein mit ihrem ganz privaten, geheimen Erlebnis, für das sie keine Erklärung hatten; am wichtigsten aber war ihnen die Erleichterung zu wissen, daß sie nicht zwangsläufig Kandidaten für die Couch des Psychiaters oder die psychiatrische Klinik waren. Das war das erklärte Ziel des Buches damals – wenigstens einem Menschen zu helfen, diese überflüssige Einkerkерung zu vermeiden.

Ich selbst bin wie betäubt angesichts der Veränderungen in diesen fünfundzwanzig Jahren. In den meisten wissenschaftlichen und intellektuellen Kreisen ist es heute durchaus möglich, über außerkörperliche Erfahrungen zu sprechen. Dennoch bin ich sicher, daß die große Mehrheit der Menschen unserer Zivilisation sich dieser Seite ihres

Lebens noch nicht bewußt ist. 1959 oder 1960 hätte ich bestimmt über den Gedanken gelacht, vor der *Smithsonian Institution* über außerkörperliche Erfahrungen zu sprechen, oder daß der *American Psychiatric Association* Berichte zu diesem Thema vorgelegt würden. Doch genau das trat ein.

Die erste Frage, die man mir häufig stellt, erinnert mich stark an das alte, abgedroschene Spielchen im Show-Geschäft. Wenn ein Schauspieler eine Rolle sucht, dann stellt der Produzent stets die gleiche Frage. Zunächst hört er sich an, was er bereits weiß, daß nämlich der Schauspieler 1922 in «Der Große» mitgespielt hat, 1938 in «Wer geht denn da?» aufgetreten ist, den Kritikerpreis für seine Titelrolle in «Nase an Nase» erhalten hat und 1949 die Rolle des Willi in «Warum weint Willi?» gespielt hat. Und dann unterbricht er ihn und stellt die ganz einfache Frage: «Das ist hervorragend, aber was haben Sie *gestern* gemacht?»

Das ist es. Was habe ich (außerhalb meines Körpers) seit der Veröffentlichung von *Der Mann mit den zwei Leben* gemacht? Im allgemeinen gebe ich folgende Antwort: In den 70er Jahren fing ich erstmals an, Unzufriedenheit zu verspüren, begann ich mich in meinen außerkörperlichen Aktivitäten irgendwie eingengt zu fühlen. Einigen wird es sicher schwerfallen zu glauben, daß solche Ausflüge definitiv langweilig wurden. Die anfängliche Begeisterung war längst verflogen. Es wurde mühselig, an kontrollierten Tests teilzunehmen, und weil es eine Mühsal war, bekam ich das Gefühl, daß gerade die Frage des «Beweises» nicht meine eigentliche Aufgabe sein könne. Und als ich dann von diesen Testbeschränkungen befreit war, schien nichts Interessantes mehr zu tun zu sein.

Es wurde mir außerdem lästig, den Zweiten Zustand planmäßig herbeizuführen, weil ich eine einfachere Methode entdeckt hatte. Ich wachte nach zwei oder vielleicht drei Schlafzyklen auf, d. h. nach etwa drei oder vier Stunden, und stellte fest, daß ich bereits körperlich entspannt, ausgeruht und hellwach war. In jenem Zustand war es für mich lächerlich einfach, mich «auszuklinken» und ungehindert aus dem Körper zu schweben. Das warf natürlich die Frage auf, was ich machen sollte. Um drei oder halb vier nachts schliefen alle. Es schien nichts zu bringen, irgendwelche Leute aufzusuchen, die schliefen, und es bestand zu einer solchen Stunde auch kaum Aussicht auf etwas, das sich gelohnt hätte. Da es also kein bestimmtes Ziel oder einen Anreiz gab, schwebte ich meistens nur ein bißchen umher, schlüpfte dann zurück, machte das Licht an und las, bis ich wieder müde wurde. Und das war es dann.

Das bewirkte die Enttäuschung, denn der Zwang bestand nach wie vor. Alle Bemühungen im außerkörperlichen Zustand mußten noch irgendeinen Sinn oder eine Bedeutung jenseits dessen haben, was mein Bewußtsein (oder das anderer) für wichtig hielt.

Im Frühjahr 1972 traf ich dann eine Entscheidung, die das Problem lösen sollte. Der einschränkende Faktor war offensichtlich mein Bewußtsein. Wenn ich diesem folglich weiterhin wie bisher die Entscheidungen hinsichtlich außerkörperlicher Erfahrungen überließe, würde ich so bleiben, wie ich war. Ich kontrollierte mich zu sehr – dieses «Ich» der linken Gehirnhälfte. Was würde passieren, wenn ich den gesamten Entscheidungsprozeß meinem ganzen Selbst (der Seele?) übertrug, das vermutlich doch mit solchen Aktivitäten vertraut sein mußte?

Da ich glaubte, daß das das Richtige wäre, setzte ich es in die Tat um. In der folgenden Nacht ging ich zu Bett, durchlief zwei Schlafzyklen (ungefähr drei Stunden), erwachte und erinnerte mich an meinen Entschluß. Ich löste mich von meinem Leib und schwebte frei umher. In meinem Bewußtsein sagte ich mir, daß die Entscheidung zum Handeln von meinem ganzen Selbst getroffen werden müsse. Ich wartete, wie es schien, nur ein paar Sekunden und verspürte ein gewaltiges Wogen, eine Bewegung, eine Energie in der mir so vertrauten räumlichen Finsternis, und es begann für mich eine ganz neue Epoche meiner außerkörperlichen Aktivitäten. Seit jener Nacht beruhen meine nichtkörperlichen Erlebnisse fast ausschließlich auf diesem Verfahren.

Die Ergebnisse wichen in ihrer Art so weit von allem ab, was mein Bewußtsein sich vorstellen konnte, daß eine neue Schwierigkeit entstand. Obwohl mein körperliches Hier-und-jetzt-Bewußtsein immer beteiligt war, schienen mir mehr als neunzig Prozent dieser Ereignisse nicht in das Zeit-Raum-Medium übertragbar zu sein. Es war so, als wollte man Musik beschreiben, etwa eine Sinfonie mit Chor, und hätte es mit Worten tun müssen, ohne die technischen Begriffe wie Notation, Instrumente, Intervalle, Tonart usw. zu verwenden. Man konnte Worte wie «schön», «zwingend», «beängstigend», «ehrfurchtgebietend», «warm», «liebervoll», «hübsch» gebrauchen und der tatsächlichen Empfindung doch in keiner Weise nahekommen.

Jeder möchte sein Bestes geben. Und er wird es, wie ich glaube, auch geben können, wenn er es nur ernsthaft versucht. Aber ich bin sicher, es wäre einfacher gewesen, über die Bezwingung des Niagarafalls in einem Faß zu berichten als über das, was ich erlebte.

Meine Hier-und-jetzt-Aktivitäten warfen ein weiteres Problem auf.

Keine der Übungen und Methoden, die ich für andere entwickelt und vorgesehen habe, funktioniert bei mir. Befreundete Psychologen haben mehrere Gründe angeführt, warum sie in meinem Fall nicht wirken. Die einfachste Erklärung ist die, daß ich meine linke Gehirnhälfte nicht ausschalten kann. Ich war so sehr an der Entwicklung dieser Methoden beteiligt, daß meine kritischen und analytischen Fähigkeiten das darin enthaltene, das Hier-und-jetzt-Aufmerksamkeit bündelnde Material nun einfach nicht mehr loslassen können. Außerdem mußte ich, als wir eine Trainingskassette mit diesen Übungen herstellten, mit äußerster Konzentration hinhören, wie wir die verschiedenen Töne, die wir verwenden, aufnehmen und mischten. Offenbar hätte ich erst ganz «abschalten» müssen. Selbst ein einfacher Ton nur einer Frequenz veranlaßte mich schon, die Frequenz zu analysieren und zu versuchen zu bestimmen, ob sie stabil war.

Vielleicht gibt es eine Wirkung, die ich nicht kenne. Aber es ist schon seltsam, über den Zaun in einen Garten zu schauen, den man selbst angelegt hat, und zusehen zu müssen, wie sich die anderen darin vergnügen.

Die Hier-und-jetzt-Anteile der jüngsten Ereignisse sind relativ eindeutig. So habe ich beispielsweise die buchstäblich schmerzhaft Erfahrung gemacht, daß mein Körper keine Chemikalien mehr annimmt. Dies betrifft auch Alkohol, Medikamente, Koffein und offenbar alles, was mein Körper als unnatürlich für sich ansieht. Die Abwehr oder allergische Reaktion äußert sich in starken Schweißausbrüchen, Erbrechen und/oder schweren Magenkrämpfen. Das mag förderlich sein, doch hat es auch seine Nachteile. Ich habe nie übermäßig getrunken, doch schon nach nur einem Glas Wein setzt der Abwehrprozeß ein.

Um bei einer Operation damit fertig zu werden, bedarf es großer Anstrengungen. Der Körper beginnt die Narkosemittel abzustößen, und ich erwache auf dem Operationstisch und spüre, wie der Chirurg mich aufschneidet (sicher sehr zur Überraschung des Anästhesisten). Wenn ich während der Rekonvaleszenz starke Schmerzen habe, führt die Einnahme von Schmerzmitteln lediglich zu schwerem Erbrechen. Sie können sich meine Frustration vorstellen, wenn andere sich einer Methode bedienen, die wir entwickelt haben und die in der postoperativen Phase ein ausgezeichnetes Mittel ist, den Schmerz ohne Medikamente zu bekämpfen. Bei meinen Krankenhausaufenthalten in den letzten zehn Jahren hat die Methode bei mir nur ein einziges Mal gewirkt. Ich war zutiefst enttäuscht, als es auch bei meinem letzten Ausflug dorthin nicht wirkte. Es war beinahe unerträglich. Denn mir

war klar, wenn ich bewußt meinen Körper verließ, würde ich nicht den Mut haben, in dieses Meer aus bohrenden Schmerzen zurückzukehren.

Ein befreundeter Psychologe war zu Anfang in hohem Maße skeptisch, was diese Drogenallergie betraf. Er wollte außerdem gerne herausbekommen, wie sich sogenannte Mode-Drogen auf meine Persönlichkeit und körperliche Verfassung auswirken würden. So versuchten wir es bei mir mit Meskalin in Laborqualität und mit LSD. Nichts geschah.

Ein anderer Punkt: Ich fragte einen unkörperlichen Freund, ob ich in jüngerer Vergangenheit schon einmal körperlich existent gewesen sei. Ich erhielt eine der wenigen klaren verbalen Antworten:

«Dein letztes menschliches Leben hast du als Mönch in einem Kloster in Coshocton in Pennsylvania verbracht.»

Ich sah auf der Landkarte nach, fand aber in Pennsylvania kein Coshocton. Ich wußte, es gab ein Coshocton, aber in Ohio, denn ich hatte in dem Bundesstaat gewohnt. Daher fragte ich noch einmal, um sicher zu sein, daß ich den Bundesstaat richtig verstanden hatte. Es war Pennsylvania. Ich dachte nicht mehr allzuviel darüber nach, weil es mich nicht sonderlich interessiert, wer ich war, wenn ich schon einmal existent war. Ich erzählte einem befreundeten katholischen Prälaten von dieser Geschichte, und er erbot sich, im Archiv nachzuforschen. Ein paar Wochen später rief er mich an und berichtete, daß es in Pennsylvania tatsächlich einen Ort namens Coshocton mit einem Kloster gegeben habe. Er meinte, es wäre vielleicht interessant, einmal an einem Wochenende dorthin zu fahren und zu sehen, ob mir irgendwelche Erinnerungen kämen. Vielleicht irgendwann einmal.

Weiter: die «Geldhose». Viele Jahre habe ich dies ganz für mich behalten, weil niemand es glaubt. Ich habe es meiner Frau Nancy gezeigt, aber sie ist nach wie vor skeptisch. Eine meiner Hosen bringt anscheinend, wenn ich sie in den Schlafzimmerschrank hänge, Geldscheine hervor. Richtiges Geld, nicht druckfrisch, sondern meistens ziemlich abgenutzt. Es ist nie ein großer Betrag; das meiste, was ich einmal in der Tasche gefunden habe, waren elf Dollar. Gewöhnlich sind es nur zwei, drei oder vier Dollar. Die Zeit scheint keine Rolle zu spielen. Ich kann die Hose eine Woche hängen lassen, und es sind vielleicht drei Dollar drin. Vielleicht rühre ich sie ein Vierteljahr nicht an, und es sind nur sechs Dollar in der Tasche. Es gibt offenbar keine Regeln für die «Geldschöpfung» oder den Betrag. Ich kann die Hose in die Reinigung bringen und in der Plastikhülle in den Schrank hän-

gen. Das ändert nichts. Wir haben schon erwogen, ob ich vielleicht nachtwandle und dabei das Geld in die Hosentasche stecke. Doch die ungeöffnete Plastikhülle sprach dagegen. Eine vernunftmäßige Erklärung wäre, daß es sich hier um eine anhaltende Nachwirkung aus meiner Jugendzeit handelt, in der ich einmal sehr dringend ein paar Dollar gebraucht habe. (Es gab ein seltsames Ereignis in jener Zeit, das möglicherweise eine Beziehung dazu hatte.) Ein Teil von mir erinnert sich noch an diesen dringenden Bedarf und versucht, Abhilfe zu schaffen. Zu dumm, daß fünf, sechs oder elf Dollar, wenn man einen anderen Lebensabschnitt erreicht hat, nicht mehr soviel bedeuten. Kaum jemand glaubt mir diese Geschichte, und ich kann es niemandem verübeln. Ich würde es auch nicht glauben, wenn es mir nicht selbst widerführe.

Weiter: In unserem Haus in Whistlefield Farm gab es eine verglaste Veranda, die an das Wohnzimmer angrenzte. Um auf sie zu gelangen, mußte man durch eine Doppeltür gehen und über mehrere geflieste Stufen zu der tieferliegenden Veranda hinabsteigen. Diese Treppe war ziemlich steil; der Höhenunterschied betrug etwa 1,20 m.

Eines Morgens, als ich, die Arme vollbepackt mit Büchern und Zeitungen, hinaus auf die Veranda gehen wollte, stolperte ich und stürzte kopfüber in Richtung Steinfußboden der Veranda. Während des Sturzes war ich nicht in der Lage, die Arme schützend nach vorn zu strecken. Ich weiß noch, daß ich dachte: «O je, das endet bestimmt mit einem Schädelbruch und einem gebrochenen Genick.»

Ungefähr fünfzehn Zentimeter über dem Boden wurde mein Sturz plötzlich aufgefangen, und ich landete ganz sanft auf Kopf und Schultern. Es war nicht schlimmer, als wenn ich den Kopf ganz vorsichtig auf den Steinfußboden gelegt hätte. Der übrige Körper folgte nach; auch er setzte so leicht wie eine Feder auf. Einen Augenblick lag ich da und fragte mich, was passiert war. Ich betastete Kopf und Schultern, fühlte aber weder Schmerzen noch Verletzungen oder blaue Flecken, nichts. Ich stand auf, sammelte die Bücher und Zeitungen zusammen, betrachtete prüfend die Stelle, wo ich gestolpert war, und versuchte, eine Antwort zu finden. Irgend etwas hatte meinen Fall gebremst, aber ich wußte nicht zu sagen was.

Einige Monate später, mitten im Winter, ereignete sich ein ähnlicher Vorfall. Ich ging die vordere Treppe hinunter, die angeblich nach dem letzten Schneefall gefegt worden war, rutschte aus und stürzte hin. Diesmal war ich nicht ganz so überrascht, als ich erneut sehr weich landete. Es hat nur zwei derartige Vorkommnisse gegeben, aber ich glaube nicht, daß ich den Versuch wagen werde, absichtlich

«zur Probe» zu fallen. Das ist lediglich ein weiterer der «noch nicht» geklärten Punkte.

Weiter: Eines der verwirrenderen Ereignisse ergab sich als Folge eines direkten Wortwechsels – jedenfalls schien es so. Früh an einem Morgen Mitte der 70er Jahre, etwa gegen drei Uhr, um genau zu sein, gab ich mich wie üblich meiner faulen Art hin und rollte mich aus meinem Körper. Fast im selben Augenblick wurde ich von einem Individuum mit unklaren Umrissen angesprochen, das mir die folgende, sehr exakte Anweisung gab:

«Mr. Monroe, seien Sie am 4. Juli um sieben Uhr früh in Eaglehill.» Überrascht bat ich darum, die Anweisung zu wiederholen. Sie lautete wie zuvor:

«Mr. Monroe, seien Sie am 4. Juli um sieben Uhr früh in Eaglehill.»

Bevor ich fragen konnte, warum ich das tun sollte oder was das alles zu bedeuten habe, verschwamm die Gestalt und war dann verschwunden. Ich schwebte in meinen Körper zurück, setzte mich hin und schrieb alles genau auf.

Als ich in der darauffolgenden Nacht wieder meinen Körper verließ, war die Gestalt fast im selben Augenblick und mit der gleichen Anweisung wieder da. Sie war unmißverständlich, fast wie ein Befehl, und wieder verging die Gestalt, bevor ich weitere Fragen zu stellen vermochte. Ich versuchte es in der dritten Nacht noch einmal, neugierig, ob sich der Vorgang wiederholen würde, aber es tat sich nichts mehr. Beeindruckend daran war die Klarheit der Anweisung. Und sie war in der zweiten Nacht wortwörtlich wiederholt worden. Aber was das wichtigste war, «sie» hatten mich beim Namen genannt.

Diese Anweisung weckte bei mir und allen Freunden und Familienmitgliedern, denen ich davon berichtete, erhebliche Neugier. Wir ließen uns auf die verschiedensten Arten darüber aus, doch die große Frage lautete: «Wo liegt Eaglehill?» Es war April, als die Anweisung gegeben wurde, und bis zum 4. Juli schien genug Zeit zu sein herauszufinden, was die Botschaft bedeutete. Aber so sehr wir uns bemühten, wir konnten keinen Ort namens Eaglehill ausfindig machen. Nach einigen Wochen hatte ich die Sache mehr oder weniger vergessen.

Ein Ereignis änderte alles. Ich hatte Freunde mehrere hundert Kilometer von mir entfernt besucht, und wir saßen auf der Terrasse des Hauses beim Essen. Mein Gastgeber besaß einen Radioempfänger, der automatisch verschiedene Frequenzen einstellte, jene des Polizeifunks, der Feuerwehr usw. Wir saßen da und unterhielten uns, als im Radio plötzlich jemand «Eaglehill» sagte. Ich war sofort hellwach und

fragte meinen Gastgeber, welcher Sender gerade eingestellt sei. Er erklärte mir, es sei der Kanal der amerikanischen Luftfahrtbehörde FAA, die Anweisungen an die anfliegenden Maschinen gebe und von ihnen empfangen. Begierig wartete ich auf weitere Durchsagen. Mein Gastgeber erkundigte sich neugierig, was daran so wichtig sei. Ich muß wohl nicht betonen, daß ich nicht glaubte, es ihm erzählen zu können. Ein paar Minuten später meldete sich das Radio wieder laut und deutlich: «Hier United 351 über Eaglehill in zwölftausend Fuß.»

Nach einer langen Heimfahrt am nächsten Tag ging ich zum FAA-Büro auf unserem Flugplatz und fragte einen Angestellten, wo Eaglehill liege. Er erklärte mir sofort, daß es ein Wartepunkt in einem benachbarten Bundesstaat sei, ein Funkfeuer. Er zeigte es mir auf der Ausschnittskarte der Luftkorridore, und da war es – Eaglehill. Offenbar lag dort ein kleines Dorf dieses Namens, das auf keiner unserer Straßenkarten verzeichnet war.

Das ließ die Botschaft in einem ganz neuen Licht erscheinen. Und so brach ich am 3. Juli nachmittags zu Hause auf und fuhr den weiten Weg nach Eaglehill. Ich kam in den kleinen Ort, fuhr so nah wie möglich an die vermeintliche Stelle, quartierte mich in einem Motel ein, aß eine Kleinigkeit und ging früh zu Bett. Während der Nacht ereignete sich nichts, obwohl ich aufgrund der Aufregung unruhig schlief.

Um Punkt sieben Uhr am nächsten Morgen fuhr ich zu dem Örtchen, das Eaglehill hieß. Es standen dort zwei oder drei Häuser, eine Garage und ein Laden, die um eine kleine Kreuzung gruppiert waren. Kein sonderlich beeindruckender Platz, um es vorsichtig auszudrücken. Es sah so aus, als hätte sich hier in den letzten dreißig oder vierzig Jahren nichts verändert. Ich fuhr an den Straßenrand und hielt. Ein paar Einheimische, die vor der Garage saßen, beäugten mich neugierig, als ich im Wagen saß und wartete.

Ich wartete über eine Stunde, ohne daß sich etwas tat. Niemand kam auf mich zu. Ich empfand nichts weiter als anfangs eine leichte Erregung und dann Enttäuschung. Irgendwann nach acht ließ ich schließlich den Wagen wieder an und fuhr, verfolgt von neugierigen Blicken, durch Eaglehill hinaus aufs Land. Ich fuhr ungefähr drei Kilometer durch Felder und Wiesen. Ich kehrte zur Kreuzung zurück und fuhr ein paar Kilometer nach Westen. Wieder war nichts verändert, niemand gab mir ein Zeichen, nur Felder und Wiesen. Ich machte kehrt und fuhr nach Osten. Es war das gleiche. Ich kehrte zu meinem Platz an der Kreuzung zurück, blieb im Wagen sitzen und wartete. Als es auf zwölf Uhr zuzuging, kam ich zu dem Schluß, daß alles eine Täuschung gewesen sein mußte, fuhr zum Motel zurück, bezahlte die

Rechnung und aß etwas. Entweder war es das falsche Eaglehill, oder ich verstand es falsch, deutete die Aufforderung nicht richtig, oder alles war nur ein Jux oder Traum.

Nach langem Nachdenken erkannte ich schließlich, wo mein Fehler lag. Die Einladung oder Aufforderung hatte nicht bedeutet, daß ich mich körperlich nach Eaglehill begeben sollte, sondern im Zustand der Außerkörperlichkeit. Allerdings berücksichtigte die Einladung nicht, wie schwer es für mich ist, direkt an einen bestimmten Ort zu gelangen. Zu einer Person zu gelangen, ist für mich relativ leicht. Ich habe mich oft gefragt, was wohl geschehen wäre, wenn ich an jenem 4. Juli morgens um sieben Uhr in zwölftausend Fuß Höhe gewesen wäre – im Zustand der Außerkörperlichkeit.

Und um noch etwas Öl ins Feuer zu schütten: Jahre später, als ich mit einem Regierungsbeamten zusammentraf, fragte ich ihn nach diesem Ort, ohne ihm zu sagen, warum mich das interessierte. Er sagte mir, daß sich dort eine spezielle staatliche Forschungseinrichtung befinde. Sie war zu der Zeit gebaut worden, als ich mich dort aufgehalten hatte. Offenbar ist es noch immer nicht allgemein bekannt, und ich möchte auch nicht dazu beitragen. Daher ist die Ortsangabe in meinem Bericht geändert. Ich spiele noch immer gern mit dem Gedanken, was geschehen wäre, wenn ich diese Verabredung im Zustand der Außerkörperlichkeit wahrgenommen hätte.

Noch ein Beispiel: Meine Firma hatte das Recht erworben, in Charlottesville im Bundesstaat Virginia ein Kabelfernsehsystem zu installieren, und wir brauchten einen Platz für eine Empfangsantenne auf einem Hügel unmittelbar vor der Stadt. Der Hügel gehörte Roy, einem kleinen, energiegeladenen Mann mit leuchtendblauen Augen und dem Ansatz einer Glatze. Roy hatte einen feinen Sinn für trockenen Humor. Sein Gesicht war zerfurcht und braungebrannt von vielen Jahren Arbeit auf seiner zwanzigtausend Bäume zählenden Apfelplantage oben auf dem Hügel. Da er ein echter Schotte war, verliefen die Verhandlungen ausgesprochen zäh, aber sie kamen dann doch zu einem vernünftigen und gerechten Abschluß. Und wir wurden Freunde.

Nach einem Mittagessen an einem Freitag sah er mich verschmitzt an und fragte: «Spielen Sie gerne Karten?»

In mir erwachte eine alte Familienleidenschaft. «Was für ein Spiel?»

«Nun ja», begann er, «einige nennen es nicht Poker, weil wir so viele wilde Spiele spielen, aber Sie können sehr viel Spaß dabei haben. Wir spielen nur um zehn oder zwanzig Cent, Sie können also nicht

reich dabei werden. Wir treffen uns jeden Freitagabend reihum bei einem anderen Freund, und das einzig Besondere ist, daß wir nicht trinken. Es ist die älteste Pokerrunde in Charlottesville. Besteht wohl schon seit siebzig Jahren, und das ist eine lange Zeit. Wenn Sie heute abend mal mitkommen möchten, hole ich Sie um halb acht ab, wo Sie gerade sind. Das Chorsingen wird Ihnen Spaß machen.»

Ich sah ihn verständnislos an. «Chorsingen?»

Er lächelte. «So nennen wir es hier in Virginia. Einige sagen, sie wüßten nicht, ob es verboten ist oder nicht, und wir haben von anderen Spieltreffs gehört, bei denen man Razzien wegen Glücksspiels gemacht hat. Selbstverständlich tun wir nichts dergleichen.»

Ich lächelte. «Nein, natürlich nicht. Also bis um halb acht beim Chorsingen.»

Ich wurde ein regelmäßiger Teilnehmer beim Chorsingen. Ich war zwar nicht jeden Freitag dabei, zeigte mich aber doch wenigstens zweimal im Monat. Es war eine willkommene Abwechslung von meiner täglichen Arbeit beim Kabelfernsehen, und die Teilnehmer waren ausschließlich Geschäftsleute vom Ort, die in der Mehrzahl schon ihr ganzes Leben in der Gegend von Charlottesville wohnten.

Sie wußten absolut nichts von meinen ungewöhnlichen Untersuchungen und den anderen Aktivitäten, mit denen ich mich befaßte. Selbst als mein erstes Buch erschien, ahnten sie nichts, und ich erwähnte es auch mit keinem Wort. Bis heute wissen vielleicht ein oder zwei ganz vage, was ich jetzt mache.

Das erste Anzeichen dafür, daß bei unserem Chorsingen ungewöhnliche Einflüsse im Spiel waren, ergab sich etwa zwei Jahre später, als wir zu sechst eine Abart des Pokers mit sieben Karten spielten. Das Geben begann ganz normal. Meine beiden verdeckten Karten waren eine Kreuzdrei und -vier. Unter den aufgedeckten Karten, die ich bekam, waren eine Kreuzfünf und -sieben. Es wurde ziemlich hoch geboten; es waren mehrere Pärchen auf dem Tisch, unter anderem ein Paar aufgedeckte Asse von Roy. Ich bot mit, obwohl die Wahrscheinlichkeit gegen mich stand, und spekulierte darauf, eine Straße oder einen Flush zu kaufen. Dann bekam jeder verdeckt die siebte und letzte Karte. Ich nahm meine Karte nicht auf. Plötzlich wußte ich mit Sicherheit, daß ich die Kreuzsechs erhalten hatte. Es war ganz eigenartig, einfach ein «Wissen».

«Roy», sagte ich und deutete auf die immer noch verdeckt liegende Karte, «das ist eine Kreuzsechs, und damit habe ich einen Straightflush. Und das geht über deine Full-Asse.»

Roy betrachtete sein Blatt und schaute mich dann mit einem schel-

mischen Lächeln an. Er hatte seine letzte Karte schon gesehen und wußte, daß er Full-Asse hatte. «Ich setze fünf, daß du das nicht hast. Das ist nicht die Kreuzsechs.»

Ich griff nach den Chips und sagte: «Hier ist sie, Roy.»

Er lächelte und bot das gleiche. «Na gut, dann zeig sie mal.»

Ich drehte die Karte um, und es war die Kreuzsechs.

Roy lächelte. «Das geht nicht über mein Full-house.» Er drehte seine Full-Asse um, die höher waren als alle Blätter am Tisch. «Ich setze noch fünf, daß die verdeckten Karten nicht Kreuzdrei und -vier sind.»

Ich lächelte. «Ich will dir nicht dein Geld abnehmen, Roy.»

«Ein Straight-flush schlägt meine Full-Asse.» Er erhöhte noch einmal. «Ich glaube nicht, daß du es hast. Irgendwie hast du gewußt, daß das eine Kreuzsechs war, aber du paßt besser, solange du noch kannst.»

Ich lächelte und sagte: «Ich will die anderen fünf nicht, Roy.» Und dann drehte ich die verdeckte Drei und die Vier um und hatte einen Straight-flush in Kreuz.

Er machte große Augen und sagte: «Ist denn das die Möglichkeit?»

In der nächsten Runde, die Roy austeilte, hatte ich immer noch, ganz stark, dieses Gefühl, dieses «Wissen». Ich sah meine verdeckten Karten gar nicht an. Unter den vier offen an mich ausgegebenen Karten waren die Herzfünf und -sieben. Ich wußte alles. Mehr kann ich nicht sagen. Ich *wußte* es.

«Roy», sagte ich, «siehst du hier die Herzfünf und -sieben?» Roy nickte. Diesmal hatte er keine Asse. «Also», fuhr ich fort, «die letzte Karte, die du gibst, ist eine Herzsechs, und damit habe ich einen Straight-flush in Herz. Du weißt, ich habe meine ersten Karten noch nicht gesehen, nicht wahr?» Er nickte. Roy hatte die Karten selbst gegeben. Die übrigen Spieler sahen gespannt zu und rechneten damit, daß ich verlieren würde. Roy war ein ausgezeichnete Kartenspieler.

Die letzte Karte wurde verdeckt an mich ausgegeben, und bevor ich sie aufnehmen konnte, sagte Roy: «Ich setze fünf extra, daß es nicht die Herzsechs ist. Nein, warte, ich setze zehn.» Er schob einen Stapel Chips in die Mitte.

«Ich will dir nicht dein Geld abnehmen, Roy», meinte ich lächelnd.

«Du nimmst es mir nicht ab, und ich geb es dir nicht», sagte er. «Nimm sie auf.»

Ich tat es.

«Jetzt zeig uns die Karte», forderte er mich auf. Ich tat es – es war die Herzsechs. Er sah mich völlig entgeistert an. Er selbst hatte gegeben. Ein Schwindel mußte ihm völlig ausgeschlossen erscheinen.

«Außerdem», fuhr ich fort, «sind die beiden verdeckten Karten, die ich noch gar nicht gesehen habe, eine Herzdrei und -vier.»

Roy blickte mich an. «Ich setze zwanzig dagegen, daß sie es nicht sind.»

Ganz gelassen erwiderte ich: «Ich will dir dein Geld nicht abnehmen, Roy», und drehte die beiden verdeckten Karten um. Es waren die Herzdrei und -vier.

Roy starrte auf den Straight-flush: es war der gleiche wie zuvor, nur in Herz. «Manchmal bist du wirklich ein Glückspilz, wie er mir noch nie begegnet ist.»

Die anderen am Tisch stimmten zu.

Diese «Glückssträhne» war mehrere Monate das Gesprächsthema Nummer eins. Die Wahrscheinlichkeit, bei sechs Spielern zweimal hintereinander einen Straight-flush mit der gleichen Kartenfolge zu bekommen, ist $1 : 5\,780\,000$. Wie kam es dazu? Ich weiß es nicht. Wieso wußte ich es? Ganz einfach, ich hatte eine absolute Gewißheit. Und vermutlich hat so mancher Hasardeur bei solchen Karten viel Geld gemacht und auch verloren, weil das «Wissen» ihn getrogen hat.

2.

Die Hemisphärensynchronisation

Nach dem Erscheinen von *Der Mann mit den zwei Leben* erhielten wir erstaunliche Anfragen, Informationen und Kooperationsangebote von unerwarteter Seite. Ein Buch, das für ein allgemeines Publikum gedacht war, weckte in wissenschaftlichen und akademischen Kreisen Interesse. Unser Labor, westlich von Charlottesville im Bundesstaat Virginia, begann seine Arbeit auf gänzlich freiwilliger Basis. Der ursprüngliche Name *Whistlefield Research Laboratories* wurde später in *Monroe Institute of Applied Sciences* umgewandelt. Die Verwendung des Namens Monroe hatte nichts mit Egozentrik zu tun, sondern war die einfachste Möglichkeit der Namensgebung. Den zweiten Teil des Namens «Applied Sciences», «Angewandte Wissenschaften», wählten wir, weil wir der Meinung waren, daß außerkörperliche Erfahrungen auf einer Ebene erforscht werden könnten, die sich mit der unserer westlichen Wissenschaften deckt. Der größte Dienst, den wir leisten könnten, wäre der, jede Entdeckung und jede Erkenntnis, die wir machen würden, auszuwerten.

Das Labor war ein eingeschossiger Bau, der ganz auf den vorgesehenen Zweck zugeschnitten war. Er enthielt zwei Büros, eine Halle und einen Forschungstrakt. In letzterem gab es einen Instrumenten- oder Kontrollraum, drei Isolationskammern und einen Besprechungsraum. Jede der drei Kammern war für sich mit dem Kontrollraum verbunden. Von dort aus erfolgte die physiologische Überwachung und die Aussendung der verschiedensten akustischen und elektromagnetischen Signale, die Reaktionen bei den freiwilligen Testpersonen in den Isolationskammern auslösen sollten.

Die Kammern enthielten jeweils ein Warmwasserbett, das in der völligen Dunkelheit für einen angenehmen Aufenthalt sorgen sollte. Auch die Luft-, Temperatur- und akustischen Verhältnisse waren steuerbar. Eine in der Kammer angeschlossene Person konnte dem Kontrollraum eine Vielzahl physiologischer Daten liefern, u. a. ein

achtkanaliges Elektroenzephalogramm (Aufzeichnung der Hirnstromwellen), ein Elektromyogramm (Aufzeichnung von Muskelaktionspotentialen), Pulsfrequenz und Körperspannung. Nach einiger Zeit konnten wir das meiste dessen, was wir wissen wollten, einfach aus den Veränderungen in der elektrischen Körperspannung ablesen.

Außer den Gastteilnehmern von außerhalb hatten wir eine örtliche Freiwilligengruppe, die aus mehreren Ärzten, einem Physiker, einem Elektronikingenieur, mehreren Psychiatern, Fürsorgemitarbeitern sowie einigen ausgesuchten Freunden und Familienmitgliedern bestand. Die Forschungsarbeit und die Experimente wurden überwiegend nachts oder an den Wochenenden durchgeführt, da wir alle noch einer regulären Beschäftigung nachgingen. Rückblickend läßt sich sagen, daß der gewaltige Beitrag, den diese Gruppe unentgeltlich geleistet hat, sehr geholfen hat, den gesamten Prozeß unter diesen neuen Bedingungen anlaufen zu lassen, und ich werde ewig dankbar dafür sein. Es erforderte viel Geduld und Hingabe, die Elektroden anzulegen und dann stundenlang in einer abgedunkelten Zelle zu liegen und über subjektive Ergebnisse verschiedener Tests zu berichten – Ergebnisse, die mit den ausgedruckten Werten im Kontrollraum in Übereinstimmung gebracht werden konnten, so daß eine identische Aussage vorlag.

Unsere ersten Untersuchungen waren eine Fortsetzung der Schlaforschung, die wir in New York begonnen hatten. Die Notwendigkeit, eine Lösung für ein bestimmtes Problem zu finden, brachte eines unserer ersten Ergebnisse von Bedeutung. Weil so vieles bei den berichteten außerkörperlichen Erfahrungen – auch bei vielen meiner eigenen Erlebnisse – sich um den Schlafzustand drehte, glaubten wir nach wie vor, daß einige der Antworten in diesem Bereich zu finden seien. Die meisten unserer Testpersonen kamen jedoch erst abends nach dem Essen, und da das Anschließen der Elektroden langwierig und eintönig war, waren sie entweder zu müde, um in der Zelle wachzubleiben, oder zu unruhig, um sich so weit zu entspannen, daß sie differenzierte, subjektive Antworten hätten geben können. Es hätte unserer Arbeit widersprochen, irgendwelche Medikamente oder Drogen zur Regulierung dieses Zustandes einzusetzen, und so sahen wir uns nach einer Methode innerhalb unseres Bezugsrahmens um.

Die alte Binsenweisheit gilt auch bei uns: Not macht erfinderisch. Weil wir unsere Testpersonen wachhalten, sie in einen Zustand an der Grenze des Schlafs bringen mußten, probierten wir, Töne einzusetzen. Das führte zur Entdeckung der Frequenz-Folge-Reaktion (FFR), die uns ermöglichte, die Testperson in einem bestimmten

Bewußtseinszustand zwischen Wachsein und Schlaf zu halten, und das über längere Zeit. Durch akustische Übermittlung bestimmter Klangmuster erreichten wir, daß die Hirnstromwellen des Betreffenden eine ähnliche elektrische Reaktion zeigten. Durch Steuerung dieser Hirnstromwellenfrequenz konnten wir der Testperson helfen sich zu entspannen, wach zu bleiben oder einzuschlafen. Einer unserer Ingenieure regte an, diese ungewöhnliche Methode patentieren zu lassen. 1975 erhielten wir für die Methode und die Technik das Patent.

Durch Mischen der bei verschiedenen Testpersonen auch verschiedenen wirksamen Frequenzen entwickelten wir mit der Zeit kombinierte Tonfrequenzen, die Frequenz-Folge-Reaktionen hervorriefen. Diese förderten außerkörperliche Erfahrungen und andere ungewöhnliche Bewußtseinszustände in hohem Maße. Auch ein sehr wirksames Verfahren, um in den sogenannten meditativen Zustand zu gelangen, war darunter.

Das alles geschah nicht über Nacht. Nur ein paar Worte kommen auf Hunderte von Stunden, in denen verschiedene Tonmuster zusammengefügt und Reaktionen getestet wurden, während die Testpersonen geduldig in einer Zelle lagen, Tönen lauschten, die sich langsam in der Höhe veränderten, und die Techniker im Kontrollraum auf Veränderungen bei der Instrumentenanzeige achteten.

Bei diesen Sitzungen lernten unsere freiwilligen Testpersonen, verbal über sämtliche Veränderungen ihres geistigen oder körperlichen Zustandes zu berichten. Das wurde zu einer sehr wichtigen Fähigkeit – zu sprechen und wahrzunehmen, wenn es normal gewesen wäre, das Bewußtsein zu verlieren oder zu «schlafen».

Einer der ersten festen Anhaltspunkte war ein Zustand, den wir bald Fokus 10 nannten. Die Zahl 10 hatte nichts Besonderes zu bedeuten, und ich weiß auch gar nicht mehr, wie wir darauf kamen. Wir wollten nur sichergehen, daß dieser Zustand nicht mit anderen Bewußtseinsformen verwechselt würde. Er hieß einfach ZEHN. Wir waren in der Lage, diesen Zustand ganz genau zu bestimmen und ihn bei unseren Testpersonen wieder und wieder zu erreichen. Fokus 10 läßt sich als ein Zustand definieren, in dem der Geist wach ist und der Körper schläft. Die physiologischen Reaktionen gleichen denen eines Menschen im leichten oder im Tiefschlaf. Die Hirnstromwellenmuster sind jedoch anders. Das EEG zeigt verschiedene Wellen, die normalerweise dem Schlaf zugeordnet werden, dem leichten und dem tiefen, und darüberliegende β -Wellen (Wachsein).

Nach und nach bildete sich eine ganz besondere Gruppe heraus, insgesamt acht Personen, die mit dem Fokus-10-Zustand völlig vertraut

waren. Die verbale Kommunikation beim Fokus 10 über Mikrofon und Kopfhörer wurde so selbstverständlich, als würden wir uns in einem Konferenzraum gegenüber sitzen. Mit Hilfe der Instrumentenanzeige konnten wir sehr leicht feststellen, wann jemand sich im Fokus 10 befand und wann nicht. Eine Einbildung oder Vortäuschung war nicht möglich, auch wenn der eine oder andere zuweilen den Wunsch dazu verspürt hatte. Es kam selbstverständlich oft vor, daß die Testpersonen nicht in der Lage waren, den Fokus-10-Zustand zu erreichen, weil sie im Alltag äußerem Druck und Streß ausgesetzt waren, die sie nicht ohne weiteres ablegen konnten. In einem solchen Fall erklärten sie einfach, daß es heute abend «nicht geht», oder sie sagten ihren Termin ab. Das ersparte uns viel Zeit und Mühe.

Der ständige Besucherstrom brachte uns darauf, daß wir ohne großen Aufwand auch anderen, völlig unvorbereiteten Personen zum Fokus 10 verhelfen konnten. Der Lernprozeß, verbal mit einem anderen zu kommunizieren, dauerte jedoch sehr viel länger. Um zu sehen, wie weit das gehen würde, schickten wir einem befreundeten Psychiater in Kansas ein Tonband mit diesem bestimmten Tonmuster. In einem Versuch testete er es an vier absolut ahnungslosen Personen, denen auch nicht gesagt wurde, worum es ging. Er berichtete, daß eine der vier Personen den Versuch abgebrochen habe, weil sie sich plötzlich unter der Zimmerdecke befunden und auf ihren leiblichen Körper hinuntergeblickt habe.

Unser nächster Schritt ergab sich aus einer interessanten Anregung. Warum entwickelten wir, wenn der Körper doch während der Experimente schläft, d. h. die Körpersinne blockiert oder abgeschwächt sind, dann nicht Frequenzen, die die Wahrnehmung mit anderen Mitteln als den fünf Sinnen ermöglichten? Beim Einsatz von β -Wellen mit höherer Frequenz fingen unsere Testpersonen an, sehr viel mehr als die übliche Finsternis wahrzunehmen. Als erstes erschienen Licht- und Farbmuster, die die Testpersonen in der verdunkelten Zelle sahen, wobei sie die Augen geöffnet oder geschlossen hatten. Dann folgten Töne, die im Kopf erklangen, aber nicht Teile der künstlich erzeugten Töne, sondern Stimmen, Musik, manchmal laute Explosionen, die die Betreffenden aus dem Fokus 10 aufschreckten – etwas, das noch geklärt werden muß.

Diese Erscheinungen ergaben mit der Zeit ein Muster, das dem Wechsel in die außerkörperliche Erfahrung vorausging. Auch einleitende physiologische Reaktionen – Absinken des Blutdrucks, weniger Puls, leichter Abfall der Körpertemperatur ($0,3^\circ$), nachlassender Muskeltonus – waren festzustellen. Subjektiv wurde von einer Schwere